

DIE GESCHICHTE DER JUTTA BÜRGER

AUSZUG AUS DEM ROMAN

1. Kapitel

Eine unruhige Jugend

In jenem Garten fanden alle erniedrigten und gott- und menschenvergessenen Wesen Tröstung, denn das, was sich vor ihren Augen abspielte, stürzte sie allabendlich in sirupsüße Begeisterungsanfälle, so daß sie all ihr Flehen vergaßen und ihre Arme gen Himmel reckten - und das eher vor Lachen als aus bitterem Kummer... - mit diesen Worten beendete der Marquis sein Tagebuch, nahm mich an der Hand und zog mich in den Garten hinein. Die sechste Stunde war herangerückt, und alle Schwachsinnigen und Krüppel sprangen aus ihren Behausungen hervor, um gleich darauf ob der Blendung durch die erlauchten Spaziergänger in die Büsche zu fliehen.

Endlich quietschte das hohe schmiedeeiserne Tor, und der Großherzog kam in den Garten geschritten, in Begleitung seines Adlers. (Seit dem 18. Jahrhundert hatten es sich die Herzöge zur Angewohnheit gemacht, ihre Adler dreimal täglich spazierenzuführen)... - mit diesen Worten klappte der Vater das Buch zu, und obwohl ich ihn noch lange mit Tränen in den Augen bat fortzufahren, blieb er unerbittlich.

Er glaubte, daß es sich für ihn, einen rechtschaffenen, bereits ergrauten und sogar irgendwie ehrwürdigen Menschen nicht schicke, ein Manuskript zu lesen, verfaßt von einem Mädchen, das einst meine Mutter gewesen war, bevor sie sich in ihrem berühmten Schwarzbeerkleid aufgelöst hatte. Mein Vater erhob sich schwer, und der Sessel, plötzlich befreit von seiner Last, erzitterte und gab ein Knirschen von sich. Nachdem mein Vater die Kerosinlampe gelöscht hatte, ging er hinaus. Das Buch ließ er auf dem Sekretär liegen. Ich hörte, wie die Treppenstufen seine Schritte wiederholten, und als ich mich versichert hatte, daß er endgültig schlafen gegangen war, zündete ich die Lampe an. Übrigens dachte ich eigentlich, daß es langweilig sei, weiter über Marquise und Adler zu lesen. Ich hatte nur aus lauter Schlafunlust um die Fortsetzung der Lektüre gebeten.

Mir fiel ein, daß man meinem Vater heute eine neue Erfindung der Menschheit gebracht hatte, die jetzt in der renovierten Remise stand - ein Vehikel auf drei Rädern, das sich mit Hilfe der Beine und noch etwas, einer Art Steuerrad, fortbewegte. Dieses Ding hatte mir seit dem Morgen keine Ruhe gelassen, aber ich hatte es dann, müde geworden vor Neugier, wieder vergessen. Übrigens hatte ich dieses populäre Gefährt schon zweimal andernorts gesehen: das erste Mal im Pergamoptikum, das zweite Mal auf der Namenstagsfeier des Postboten. Der Vater hatte mir aber mit allem Nachdruck eingeschärft, daß es sich um ein männliches Gefährt handele und daß, wenn ein Mädchen oder eine Frau sich auf seinen Sattel schwänge, dies einer großen Schmach gleichkäme oder, im schlimmsten Falle, dem Anblick eines vom Wind hochgewirbelten Rockes. Ich konnte weder an dem einem noch dem anderen etwas besonders Schlimmes finden, und da ich alles Männliche unendlich verehrte, gelangte ich zu einer ziemlich wohlwollenden Meinung über das schmucke Bild, das nun von Zeit zu Zeit in meiner Vorstellung auftauchte: ich, hoch zu Roß, fahre auf eben jenem Höllenrad. Die Speichen funkeln und erleuchten alles rundherum als Schauspiel meines unirdischen und plötzlichen Glückes, und mein Vater läuft hinter mir her, mit verschwitzter Hemdbrust, und ruft mir jene in solchen Situationen typischen Beschimpfungen hinterher. Da ist ihm schon sein grüner Filzhut, auf den er unglücklicherweise so stolz war, vom Kopf geflogen und in eine ebenso grüne Plüschpfütze gerollt. Da stolpert er. Da hat er sich schon in seinem Arbeitszimmer aufgehängt, nachdem er - senkrecht zum Protest gegen seine väterliche Schmach - vorsorglicherweise auf dem Boden ein Federbett ausgebreitet hatte.

Solchermaßen entflammt stöberte ich in meinem unruhigen Kinderhirn in allen möglichen Lebensbildern, warf die Decke zurück und begann einen Roman zu schreiben. Dazu ist zu sagen, daß ich mich jedes Mal, wenn eine solch feurige Ermüdung über mich kam, an den mit einem sumpfgrünen rissigen Tuch gedeckten Tisch setzte, aus dem Nähetafel alle Stifte herausnahm und, vor lauter Eifer alle Rückenmuskeln angespannt und aufgerichtet, sowohl die quer- als auch die längsgestreiften Muskeln, einen Roman zu schreiben begann. Das Wort "Roman" zeichnete ich in wohlgeformten Buchstaben in die Mitte der vorausgesetzten Titelzeile hinein, in verzweifelter Beflissenheit immer wieder den Griffel begeisternd, so daß dieses mein Graeco-Latein am Morgen danach immer als wollichtes Muster auf den Wangen entdeckt wurde. Dieses Mal hatte ich mir vorgenommen, die Geschichte eines gewissen Nobel zu schreiben, der sich im eigenen Gehirn verirrt

hat und nicht mehr den Weg aus seinem gigantischen Besitztum hinaus findet. Dann steckt er all seinen Reichtum in seltene Fischarten für sein Gartenaquarium, und als einer der Fische in einem Anfall von schwerer Melancholie alle anderen auffrißt, stürzt sich der arme Nobel, eingedeckt mit einer Menge Dynamit, in das Aquarium und verbrennt in der großen Hitze mit Haut und Haar, denn Dynamit kann sehr heiß werden!

Ich zeichnete also das Wort "Nobelroman" in die Zeile Nummer zwei hinein, doch da geschah eine dieser typischen Geschichten mit mir. Der Mondglobus, der im Licht des nächtlichen Fensters auf der Wacht meiner künftigen Bildung stand, hatte mich abgelenkt. Aus dem Augenwinkel las ich den Namen eines der Krater. "Der Krater des Buchstabens" - flüsterte mir das Dämmerlicht zu, und schon war ich dabei, den Krater des Buchstabens zu suchen - den unglückseligen Nobel hatte ich inzwischen schon ganz vergessen -, konnte ihn aber nicht finden und begann zu argwöhnen, daß man mir da etwas untergeschoben hatte! Ich drehte den Globus in alle Richtungen, studierte ihn im Licht der Lampe und ging dann ans Fenster, in der heimlichen Hoffnung, daß das natürliche Mondlicht mir seine Gunst erweisen könnte. Doch da machte ich eine ungeschickte Bewegung am Fensterbrett, und der Mondglobus entglitt mir und fiel hinab in den Garten, wo er irgendwo in den Obstbäumen steckenblieb. In meiner Hand blieben nur eine lange Metallspeiche, die noch vor einigen Minuten die noble Funktion der Mondachse innegehabt hatte, und ein alter Untersetzer, auf dem der Tag und das Jahr meiner Geburt eingraviert waren.

Ich beugte mich aus dem Fenster hinaus, um eingehend die silbrigen Wipfel der Apfelbäume zu mustern, und da bot sich mir zu meinem Erstaunen folgender Anblick, der mich tief erschütterte: auf dem vom Mondlicht hell erleuchteten Obstweg fuhr, verstoßen und in aller Heimlichkeit, mein Vater auf einem gewaltigen Rad. Ja-a, er fuhr auf seinem neuen Fahrrad, und das mit einem Ausdruck der allerstumpfsinnigsten Glückseligkeit, einer solchen Glückseligkeit, die Kindern eigen ist, wenn sie sich am Büfett mit Brötchen vollgestopft haben und voller Freude ihre stechenden Schmerzen in der Leber verheimlichen. Dieser Ausdruck wäre wahrscheinlich auch dann nicht von seinem Gesicht gewichen, wenn ich aus dem Fenster gefallen wäre. Er hatte seinen Morgenrock an und ahnte nicht, daß in einer Minute der lange Seidenschloß des Mantels den schrecklichen Mechanismus der Kette zuziehen und daß das verkeilte Rad einen Ruck machen wird, bewirkt durch mechanistischen Argwohn unbekannter Herkunft, und daß mein lieber Papa vom obersten, knöchernen Knopf seines Morgenmantels, den die Brigadierin extra gestern in der Küche angenäht hatte und sich dabei schadenfroh über mich arme Waise lustig gemacht hatte, erdrosselt wird. Auch ich wußte damals noch nicht, daß in einer Minute ein schreckliches Abschiedsröcheln in meinem Gedächtnis steckenbleiben und mich noch viele Wochen lang nächtens aus dem Schlaf reißen wird. Aber vorläufig geschah dies noch nicht, und mein Vater fuhr aus dem Garten heraus, in Richtung Süd-West, gerade dorthin, wo all mein Sinnen und Trachten im Verlauf dieser freien Minute hinstrebte.

Die Sache war nämlich so: Kaum hatte ich den Vater gesehen und mich über sein nächtliches Erscheinen im Garten zu wundern begonnen, waren meine Gedanken schon wieder abgeschweift und hatten sich dem Südwesten zugewandt. Im Südwesten, unweit von unserem Garten, war eine Wüste! Die Wüste begann fast unmittelbar am Gartentor und führte wer weiß wohin. Ich nahm an, daß damit das Geheimnis meines Vaters, das er immer in sich trug und das ich erst lüftete, als ich sein Testament las, welches er am Tag vor seiner Fahrraderdrosselung aufgesetzt hatte, verbunden sei.

Also war ich jetzt eine richtige Vollwaise. Ich hatte ein Haus, einen Garten, ein Fahrrad, einige aufdringliche Verwandte, einige alte Gnadenbrotempfänger mütterlicherseits, eine Meute stehlender Dienerschaft, eine nette Nachbarschaft, eine Wüste rechterhand von meinem Fenster aus gesehen und eine fast uneingeschränkte Freiheit.

Die Sache ist die, daß ich schon seit ziemlich langer Zeit, seitdem ich mich entschlossen hatte, Schriftstellerin zu werden, mich für ein Wesen mit überaus außergewöhnlichen Gedanken und einem ebenso außergewöhnlichen Schicksal hielt. Man nehme nur einmal das Verschwinden meiner Mutter, die zu Tode kam, als sie vor den Augen der ganzen Verwandtschaft zu einem Bestandteil ihrer eigenen Garderobe wurde und dabei eine sehr lange Rede hielt über die Veränderung der Facon des Damenkleids in Abhängigkeit vom Wandel der gesellschaftlichen Formationen. Das Kleid blieb dann also im Wohnzimmer in dem Sessel aus Nußbaumholz all die Jahre sitzen, und sogar dann, als eine neue Garnitur aus Lindenholz die alte ersetzt hatte, wagte niemand, den Sessel mit dem Mutterkleid auch nur ein Stück zu verrücken, so daß er nun an der unpassendsten Stelle stand. Man wischte den Staub von seinen Lehnen, stolperte über ihn, fiel in der Dunkelheit auf ihn, wobei man riskierte, in die

spiritistische Zone zu geraten, es kurvten marasmatische Greisinnen, die alle Jubeljahre verwandtschaftliche Gefühle empfanden und unseren Hausgöttern ihren Besuch abstatteten, in ihren Rollstühlen um ihn herum, und ein verrückter Franzose war über beide Ohren verliebt in ihn. An jenem Tag, dem 4. September 1867, saß meine Mutter am Kartentisch, der von der Zeit schon ganz ausgetrocknet war, und sprach von den Überglücklichen der Mnemolyse. Ich war Mutter bisher wie aus dem Gesicht geschnitten, aber gerade an diesem unglückseligen Tag sah ich meinem Vater, der bisher als etwas Fremdes gegolten hatte, so ähnlich wie noch nie. Die Mutter war immer die Ruhe selbst, ein Umstand, der ihr erlaubte, geduldig Kaktusblüten zu sammeln. Wie genau ihr Verschwinden stattgefunden hatte, läßt sich durch keine (noch so sorgfältige) Analyse herausfinden, also blieb nun jeder, der eiligen Schrittes ins Wohnzimmer kam, in kriecherischer Ekstase vor diesem im Raum fixierten Zeitpunkt stehen.

So wuchs ich also einige Zeit als Waise heran, und niemand belehrte mich darüber, was sich einer jungen Person in einer solch "beklagenswerten" Situation zu denken geziemt. Ich erlaubte mir, ja, in gewisser Weise zwang ich mich sogar dazu, Verbotenes zu denken, und nicht nur das - ich hatte auch Gedanken, die einem sich normal entwickelnden jungen Organismus, der ich ja war, einfach nicht in den Sinn kommen konnten. So stellte ich mir zum Beispiel alle meine Verwandten in gebratenem Zustand vor, angerichtet auf Silbergeschirr, garniert mit Petersilie und Backpflaumen. Manchmal bat ich sogar den Koch, mir mit allen Details zu erzählen, wie er den Onkel braten würde und wie sich die Methode des Passierens oder einer anderen Prozedur vom Braten seiner selbst unterscheiden würde. All diese Bitten erschrakten den Koch zutiefst, und ihm wurde übel, denn, ungeachtet dessen, daß die Essenzzubereitung bei ihm immer von einem reichlichen Nagel- und Haarregen begleitet wurde, war er von Natur aus ein vollendeter Gentleman. Eine der unglücklichen Gnadenbrotempfängerinnen, die Waise Passia, brachte ich dazu, auf ihrem Kleid einen künstlichen Höcker zu tragen, damit sie noch unglücklicher aussähe und die Bezeugungen meines aufrichtigen Mitleids nicht ganz umsonst und unnütz seien.

Nachdem der väterliche Geist sich im höllischen Pilzgeflecht der Fahrradspeichen verirrt hatte und die große Freiheit angebrochen war, begann ich mich für alles das zu interessieren, was vorher verboten gewesen war: Erstens begann ich eine medizinische Enzyklopädie zu lesen, wobei ich besonders genau die Abteilungen über die Kindsgeburt studierte, und kam zu dem Schluß, daß Kinder in den meisten Fällen durch puren Zufall unter dem Rock hervorkommen und keineswegs absichtlich; zweitens brachte ich das gesamte Hausgesindel dazu, mit Zinnsoldaten zu spielen, und dies mit dem Ziel, daß die Verlierer alle Worte mit "C" durch Zeichen eines unanständigen Dankgebets zu ersetzen hatten, und drittens begann ich unseren Nachbarn, den Zwillingen, die als berühmte Erfinder galten, Besuche abzustatten.

Die Brüder hießen Lumière: der rechte von ihnen hatte, dem gesunden Menschenverstand folgend, die Glühbirne erfunden, der linke den Kinematograph. Diese beiden Zwillingenbrüder waren vor dreißig Jahren von ein und derselben Frau gleichzeitig geboren worden. Diese Person, so erzählt man sich, rauchte während der Geburt eine Wasserpfeife und tat folgenden Ausspruch: "Aus allem, was die Menschheit angeht, sogar aus all dem, was mit dem inneren Leben verbunden ist, ist ästhetische Lust zu gewinnen." Und als sie der Hebamme einen vielsagenden Blick zuwarf, mit dem sie zu überprüfen riskierte, ob dieser Ausspruch wohl Eindruck gemacht hätte, wies die Hebamme mit dem Blick nach unten, und als Frau Lumière in die Richtung schaute, in die die Hebamme gedeutet hatte, rief sie aus: "Teufel noch mal!" Diese Phrase sollten sich die Zwillinge für ihr ganzes Leben merken und sie deshalb mit eben dieser Intonation wiederholen, und dies sogar in überaus freudigen Minuten.

Ich muß gestehen, daß ich die Zwillinge schon über längere Zeit aus dem Fenster beobachtet hatte und, wie jede junge Person, heimlich in beide verliebt war. Aber der Vater verbot mir, die Brüder zu besuchen, da er der Meinung war, daß dies mein kostbares Leben gefährde. Die Sache war nämlich die, daß die Zwillinge tatsächlich etwas Seltsames an sich hatten: ein jeder von ihnen war Besitzer einer riesigen Nase, so groß wie eine Gemüsefrucht, und diese Nasen waren so schwer, daß sie mehr wogen als der ganze restliche Körper zusammen. War einer der Zwillinge ohne Stütze, fiel er mit zwingender Unbedingtheit zu Boden und blieb mit seiner Nase in den verschiedensten Dingen stecken. Deshalb mußten diese unglückseligen, doch zweifellos begabten Jünglinge einander gegenseitig als ständige Stütze dienen. So gingen sie also zusammen in der Welt umher, ständig in der Angst, sich wegen irgendeiner Kleinigkeit zu zanken. Wenn sie sich stritten, dann sprang einer von ihnen davon, und der andere stürzte unbedingt zu Boden, nahm dabei auch den Beleidiger mit, aber der erste war um vieles beleidigter. Mein Vater war einmal Zeuge eines solchen Zwistes gewesen, als einer der Brüder mit der Nase in den Ameisenhaufen fiel und der zweite auf das gerade

vorbeigehende Kindermädchen Fenja traf und ihr das Herz durchbohrte. Das arme Mädchen fiel tot um, und der junge Lumière grämte sich noch lange, daß er unfreiwillig zum Mörder geworden war. Doch all diese kleinen Unregelmäßigkeiten hinderten sie nicht daran, bemerkenswerte Denker und Erfinder zu sein. Bald nach unserer Bekanntschaft stellte sich heraus, daß eben sie das berühmte Fahrrad erfunden hatten, das zur Ursache meiner Freiheit geworden war. Es versteht sich von selbst, daß einer der Brüder der Autor des Vorderrads war, der andere des Hinterrads, wer jedoch das dritte Rad erfunden hatte, bleibt bis heute ein rätselhaftes Geheimnis, und die Zwillinge versuchten auf alle erdenkliche Art und Weise, die ihnen unangenehmen Gespräche über dieses Thema zu vermeiden.

An sie mußte ich mich wenden, als ich versuchte, das Testament meines Vaters zu entziffern, das in der Sprache der alten Inkas geschrieben war. Selbstverständlich beherrschte niemand von den im Haus Verbliebenen diese edle Sprache, und eines Tages klopfte ich an ihr Gartentor, auf dem in wunderbaren Lettern "Villa Lumière" geschrieben stand.

Ihre alte Mutter war noch am Leben und bei klarem Verstand. In ihrer Kindheit hatte sie meine Eltern gekannt und deutete gelegentlich etwas über eine lang zurückliegende Verbindung mit meinem Vater an, die, wie ich vermutete, der wahre Grund für das Verbot meiner Freundschaft mit den Zwillingen gewesen war. Man empfing mich in diesem Hause sehr gastfreundlich, aber zu meinem großen Erstaunen kannte niemand von ihnen die Sprache der alten Inkas. Darüber war ich sehr verärgert, und in meiner Aufregung erzählte ich die schreckliche Geschichte, wie mein Vater umgekommen war. Gerührt versprach Frau Lumière, einen Übersetzer für mich zu finden: "In der Zwischenzeit," sagte sie mit feierlicher Stimme, die einen extremen Grad an Falschheit aufwies, "werden Ihnen meine Söhne gern das Haus und ihre Erfindungen zeigen."

Ihre Erfindungen waren fürwahr bemerkenswert! Sie hatten zum Beispiel ein Instrument, durch das man Mondkrater so betrachten konnte, als hätte man sie im eigenen Garten, und wenn man den Brunnen im Hof der Nachbarn, das heißt unseren, betrachtete, konnte man das Kristallgitter eines jeden Wassertropfens sehen. Und es stellt sich heraus, daß das Wasser in Wirklichkeit Festland ist!

Also entschloß ich mich, nachzuforschen, was denn im Südwesten so vor sich geht, und ihr könnt euch vorstellen, wie groß meine Verwunderung war, als ich in Richtung Wüste schaute und dort meine Eltern selig erblickte, die mich ihrerseits auch abwechselnd durch ein Guckrohr betrachteten. Ich winkte ihnen mit der Hand zu, und sie winkten zurück, und stritten, wer denn nun den Platz am Fernrohr einnehmen dürfe. "Und habt ihr nicht vielleicht auch ein Hörrohr?" fragte ich die großen Erfinder. "Ich würde so gern die Stimme des Universums hören!" Und zu meinem Erstaunen fand sich bei ihnen doch tatsächlich auch eine solche Maschine. "Dieses Dings nennt sich Radio," erklärte mir einer der Brüder. Als der Radiohebel betätigt wurde, hörte ich meine eigene Stimme. Es war meine Beichte.

2. Kapitel

Die Beichte der Gottheit

Ich bin in einem Land geboren, das mir so fremd war, das alles an ihm immer wieder tiefe Erschütterungen in mir hervorrief, und nur das Gefühl der Schwerkraft, das sich einst Newton bewußt gemacht hatte, konnte mich dazu bringen, diese befleckte Erde zu berühren. Ansonsten war ich voll und ganz Nympe. Lavierend bewegte ich mich zwischen Begriffen der gesellschaftlichen Etikette und dem Gesetz und fand, umgeben von wenig edlen Altersgenossinnen, die sich jedoch durch die Kraft ihrer Brustmuskulatur auszeichneten, zu irgendwelchen speziellen Regeln, die mir erlaubten zu existieren. Ich sagte natürlich nur das, was mir gut und sinnvoll erschien, womit ich mir ständig den Zorn der anderen zuzog, manchmal auch ihr Mitleid. Mit sechs galt ich schon als echtes Original. Oft hörte ich, wie zwei Gevatterinnen aus der Nachbarschaft redeten: "Was für ein seltsames Mädchen, diese Jutta Bürger."

Dazu kommt, daß ich einige Zeit unter Mondsucht litt und auf die höchsten Giebel der Stadt hinaufkletterte. Eines Morgens mußte man mich von einem Zeppelin, den man zu Werbezwecken über dem Rathaus schweben ließ, herunterholen. Ein andermal blieb ich mit meinem Kleid an einem gefährlichen Fahnenmast hängen, schlief ein, und während ich in meinem vernebelten Gehirn seltsame Kinderlieder repetierte, wurde mein Nachtgewand für die Fahne eines unbekanntes Landes gehalten. Geweckt wurde ich von einem mächtigen Geschrei. Die braven Bürger, die auf den Platz hinausgelaufen waren, waren davon überzeugt, der Feind hätte die Stadt eingenommen - man hatte mich in der sich pludernden Seide und der allgemeinen Aufregung nicht bemerkt. Wieder ein anderes

Mal stahl ich, als ich mich gerade im schlafwandlerischen Zustand befand, aus der Landwirtschaftlichen Bank Staatspapiere, aus denen ich am Morgen danach mit der Nagelschere wunderhübsche Papierblumen ausschchnitt. An diesem Tag löste ich den bewaffneten Umsturz aus. Es versteht sich, daß all diese kleinen Streiche und Lausbubereien in meinen Kleinmädchenplänen eigentlich nicht vorkamen.

Ich war damals ein hübsches kleines Ding. Durch die zarte Perlmuthhaut schimmerte immer eine blitzende Röte, mein Mund erinnerte an eine fröhliche junge Tulpe, die in ihren schlanken Blütenblättern die ersten Ströme zukünftiger Maßlosigkeit verbarg. Die hellblonden Haare fielen in Ringellocken auf meine seidigen Schultern und so weiter. Manchmal, wenn ich im Garten saß und unter der Seide den Rücken schön aufrecht hielt, fühlte ich, wie mich der Gärtner beobachtete, und schon fiel mir das Blitzen des Rasenmähers in die Augen, und der Tschik-tschik-tschik-Laut begann so schnell zu werden, als eilte der Gärtner zum Gebet.

Allein deshalb konnte ich mir schon eine ganze Menge erlauben und gestattete es mir, meine Phantasie nach Herzenslust schweifen zu lassen. Ich habe mir immer vorgestellt, daß mein künftiges Handwerk sich mir überaus willig anpassen wird. Seit der Zeit, als man die Kinematografie erfunden hatte, beschloß ich, der Schauspielstar Nummer eins zu werden und trug seitdem eine Kapuze. Alle Leute, die mich kannten, nannten mich schon damals nicht beim Namen, sondern sagten: "Oh, unsere fröhliche Gottheit!" Unterdessen hegte ich eine Menge lasterhafter Gedanken. Ich beschloß, in meinem Leben alles auszuprobieren: Liebe, Unglück, Verbrechen. Ich wollte sogar den Geschmack von Menschenfleisch kennenlernen und stellte mir nicht selten vor, ich sei auf einem abscheulichen Kannibalengelage. Wenn ich in fremde Häuser kam, stahl ich verschiedene kleine Gegenstände: Untersetzer, Löffel, Brillantnadeln. Ich litt keineswegs an Kleptomanie, wünschte mir jedoch sehnlichst, an ihr zu erkranken. Gier und Ehrgeiz kannte ich nicht, kein kleines bißchen - und dies zu meinem größten Leidwesen.

"Nun wünsch dir doch was!" sagte ich zu mir selbst und quälte mich damit, daß sich mir keine Hindernisse in den Weg stellten. Alles ging mir so leicht von der Hand, daß nichts mein Bild von mir selbst erschüttern konnte. In meinem Leben gab es weder Ziele noch Errungenschaften. Ich gewann ein Herrenschaftturnier nach dem anderen, ohne auch nur ein bißchen über die Partien nachzudenken. Ich entdeckte zwei chemische Elemente. Wenn ich euch ein Geheimnis verraten kann: ich habe das Radium lang vor irgendwelchen Curies entdeckt! Solche Entdeckungen gab es bei mir aberhunderte, und sie fanden alle beim Spielen in meinem alten Kinderlabor statt...

Ich hätte meiner eigenen Beichte noch weiter lauschen können, aber da wurde es mir plötzlich unwohl von meinen eigenen, laut ausgesprochenen Gedanken, und ich drehte den Knopf am Radio. Es wurde still, so still, daß es einen blendete. Die Brüder Lumière, die sich eng aneinander geschmiegt hatten, sahen mich mit erschrockenen Augen an. Sie saßen regungslos auf dem siamesischen Stuhl, und ihre ungeheuren Nasen erinnerten an die Flügel eines gigantischen fleischigen Engels. Und in diesem Augenblick waren sie so rührend, daß ich einen Knicks machen und ein Gebet aufsagen mußte, damit sie wieder zu sich kamen.

"Einmal noch wollte ich einen Menschen töten und hatte mir sogar schon ein Opfer ausgesucht - aber dann hinderten mich die äußeren Umstände daran," setzte ich mit etwas gepreßter Stimme aus freien Stücken hinzu. Die Brüder Lumière erröteten und wichen zum Fenster zurück. "Aber jetzt," sagte ich, "breche ich gen Südwesten auf, um meine Eltern zu suchen. "Wir wollen mit!" flüsterten die Brüder einvernehmlich. "Wir werden sehen!" Ich stieg die Treppe hinunter und trat in den Garten, wo ich mir im Wasser des Schwimmbeckens, das noch warm war von der Tagessonne, das Gesicht wusch.

Der Horizont quoll auf von irgend etwas Rotem und Festem, wie Lack. Der trockene Sand, der sich dem elektrostatischen Wahnsinn unterwarf, stand in vertikalen Streifen in der Luft und erschwerte den für die zweite Tageshälfte vorbereiteten Atem. Die Brüder winkten mir aus dem Fenster zu, und ich machte mich auf den Heimweg.

Julija Kissina

Übersetzung aus dem Russischen: N. Drubek-Meyer

Die Autorin

Julija Kissina wurde 1966 in Kiew geboren. Sie ist Bildende Künstlerin und Autorin, widmet sich der Buchkunst und der Fotografie, 1993 Ausstellung an der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in München. Julija Kissina lebt in München.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 38/39 1996, herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen*

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>